



Freiheit kann so einfach sein

Persönliche Erinnerungen
an die friedliche Revolution 1989



BISTUM MAGDEBURG

Impressum

Herausgeber: Pressestelle Bischöfliches Ordinariat Magdeburg

Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg

bistum-magdeburg.de

Redaktion und Gestaltung: Susanne Sperling | Umschlaggestaltung: Ronald Reinicke

Titelfoto: Wenzel Oschington

Fotos: Dieter Müller, Wenzel Oschington, jung-im-Bistum-Magdeburg, Susanne Sperling, pixabay

Freiheit kann so einfach sein

30 Jahre Mauerfall – ein emotionales, geschichtliches Datum, dieser 9. November 1989. In den Medien wird viel darüber berichtet, aber wie war das damals für die Menschen vor Ort? Bevor die Erinnerungen an die Tage und Wochen vor und nach dem Mauerfall völlig verblasen, habe ich die Leser unseres Newsletters gebeten, ihre ganz persönlichen Geschichten aufzuschreiben.

Heraus kamen dabei ganz persönliche Zeugnisse, aus Ost und West, politische und ganz persönliche Geschichten, von den Wochen vor der Wende, dem Tag der Grenzöffnung selbst und ein Rückblick nach einem Jahre Bundesrepublik. Tauchen Sie ein in das Erzählte und erinnern Sie sich, wo Sie im Herbst 1989 waren und was Sie gefühlt haben.

Die Angst aus DDR-Zeiten wird zwischen den Zeilen wieder lebendig, aber auch der Mut und die Euphorie der Menschen, die eine friedliche Revolution geschafft haben. Diese Geschichten dürfen nie vergessen werden!

Viel Freude beim Lesen und dem Erinnern der eigenen Geschichte wünscht

Susanne Sperling

Pressesprecherin
Bistum Magdeburg

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Eine Kleinstadt setzt Zeichen Erinnerungen an den Herbst '89 von Willi Kraning	7
Wir sind dann mal Brötchen holen... Von der Angst, Ungewissheit und Euphorie von Petra Schwerin	10
Chronik des Umbruchs 1989 Aus der Pfarrchronik von St. Josef in Osterwieck von Pfarrer Peter Danisch	14
Das war es uns wert! Betriebsausflug mit Folgen zu ungewöhnlichen Zeiten von Norbert Kübeck	21
Freiheit kann so einfach sein! Der Traum vom Spazieren gehen von Regina Schmoock	23
Uns trennten Welten Mauerfall 1989 (m)ein Gänsehaut-Erlebnis von Monika Köhler	25
Es war einmal Erinnerungen nicht vergessen von Eva Lampa	26
Familienbande Hochzeit zwischen Weltereignissen von Lidwina Hahn(28
M)eine Mauerfall-Geschichte Mit Schmalzbröten auf der A2 von Christine Schünemann	30
Zur rechten Zeit am rechten Ort Unverhofft inmitten von Geschichte von Susanne Sperling	32
Die Zeit danach Weihnachtsrundschreiben 1990 von Dr. Gerhard Feige	36
Interview Bischof Volksstimme 5. November 2019	43

Eine Kleinstadt setzt Zeichen

Erinnerungen an den Herbst 89

Willi Kraning

Wir schreiben den 25. Oktober 1989. In der Kleinstadt Genthin ist der erste „Gottesdienst für gesellschaftliche Erneuerung“ angesagt.

Mitte September waren zwei engagierte evangelische Christen zu mir gekommen, Frau Dr. Büttner und Thomas Begrich und baten mich, das Friedensgebet aus der Kapelle der Diakonissen in unsere Kirche zu verlegen. Dem stimmte ich zu. Bald hing in jedem kirchlichen Schaukasten die Einladung zu einem „Gottesdienst für gesellschaftliche Erneuerung“ Arbeiter aus den Betrieben haben diese Einladung vervielfältigt und in den Betrieben verteilt.

Dann kam der 25. Oktober 1989. Fast jedes Telefonat an diesem Tag konnte Angst machen: „Herr Pfarrer, die Wasserwerfer stehen in der Lindenstraße, in der Klara-Zetkin-Straße stehen Mannschaftswagen der Bereitschaftspolizei. Allein dreimal meldet sich die Abteilung Inneres: „Sie machen sich strafbar Herr Pfarrer, das ist eine nicht angemeldete Demonstration.“ Ein Satz aus einer Ansprache des Kommandeurs der Arbeiterkampfftruppen wird mir überbracht: „Wir werden es in Genthin nicht zulassen, dass Verhältnisse in Genthin entstehen wie in Leipzig oder Dresden.“

Mit Angst habe ich den Gottesdienst eröffnet. Die Leute des Staatssicherheitsdienstes bitte ich ausdrücklich, sie möchten ihren Dienststellen genau berichten, welche Nöte und Sorgen in der Genthiner Bevölkerung vorherrschen.

Das Bürgerkomitee, das an diesem Abend gebildet wird, wählte mich zum Sprecher. Es erreichte in Verhandlungen mit der Kreisparteileitung und dem Rat des Kreises: 1. Die Spitzen der Partei und des Rates stellen sich der Diskussion mit der Bevölkerung. 2. Ort der Diskussion ist die evangelische Trinitatiskirche. Der nächste Gottesdienst und die Diskus-

sion selbst werden auf den Marktplatz übertragen. Die Lautsprecheranlage stellt der Rat des Kreises. In Genthin waren an diesem Abend über 6000 Menschen auf den Beinen. Prozentual, auf die Einwohnerzahl bezogen, sind das deutlich mehr als in Magdeburg oder in Leipzig.

In der Auseinandersetzung an diesem Abend wird spontan eine Stelle für einen echten Zivildienst gefordert. 12 Stunden später erreichen wir, dass fünf junge Männer nicht zur Volksarmee, beziehungsweise zu den Bausoldaten einrücken müssen, wenn sie innerhalb von 24 Stunden eine Zivildienststelle nachweisen können. Im Diakonissenkrankenhaus und bei Genthiner Handwerkern waren die schnell gefunden. Vielleicht hatte Genthin die ersten echten Zivildienststellen in der ehemaligen DDR. Als ich das – nach einer langen Verhandlung, die bis 4:00 Uhr früh gedauert hatte, den fünf jungen Männern, die in meinem Arbeitszimmer warteten, mitteilte, kam ich mir vor wie Genscher in Prag.

In den weiteren „Gottesdiensten für die gesellschaftliche Erneuerung“ stellten sich der Staatssicherheitsdienst und eine Woche später das Schulamt der Diskussion mit der Bevölkerung.

Am 08. November 1989 erreichte die Genthiner Bürgerbewegung die offizielle Anerkennung des Neuen Forums, einen Tag vor der offiziellen Anerkennung in Berlin.

Mit dem Fall der Mauer am 9. November 1989 nahm die Teilnahme an den „Gottesdiensten zur gesellschaftlichen Erneuerung“ stark ab. Andere Aufgaben am „Runden Tisch“ der Stadt Genthin warteten auf mich, später Lehrstunden für die Stadtverordneten, besonders bezüglich der Trennung der Gewalten in Exekutive, Legislative und Judikative. Für die Lehrerschaft des Gymnasiums richtete ich zwei Jahre lang Gesprächsrunden in Philosophie und Geschichte ein.

Mit der Währungsunion gingen in Genthin viele Betriebe pleite. Sie waren nicht für den Weltmarkt tauglich. Zusammen mit einem Henkel-Manager gründeten wir eine ABM-Gesellschaft, um möglichst viele Arbeitslose für mindestens ein Jahr in Lohn und Brot zu bringen. Ich übernahm (kostenlos) die Geschäftsführung, zehn Jahre lang. Zu un-

serer Spitzenzeit hatten wir über 1700 Beschäftigte. Zugleich trat die Kirchen-Gemeinde aus ihrem Ghetto heraus und gründete in ihrer Trägerschaft eine Sozialstation, einen ökumenischen Kindergarten und das Jugendhaus Thomas Morus. Damit reagierte die St. Marien Gemeinde auf die entstandenen Nöte. Sie versuchte zu handeln wie der barmherzige Samariter im Evangelium.

Meine Vision damals und heute:

Menschen brechen auf und werden nicht mehr müde, sich für eine menschengerechte Gesellschaft einzusetzen. Wir brauchen Modelle, Macht zu kontrollieren, – im Staat wie in der Kirche. Die Revolution 1989 hat uns große und wichtige Schritte auf diesem Weg nach vorne gebracht. Es gibt mehr zu danken als zu klagen. Laßt uns nicht müde werden.



Ich träume davon, dass die gesellschaftlichen Gruppen ihren Gruppenegoismus verlassen und die Rückwirkungen ihrer Forderungen auf die Entscheidungen der je anderen Gruppe bedenken. Möchte beides wahr werden: Wir sind das Volk und wir sind ein Volk.

Für unsere Kirche träume ich: möchten die Getauften einen reformerischen Elan entwickeln und möchten die Bischöfe darüber froh sein und Mitgestaltung, d. h. wirkliche Partizipation ermöglichen.

Willi Kraning

Wir sind dann mal Brötchen holen...

Von der Angst, Ungewissheit und Euphorie

Petra Schwerin

In der gesamten DDR hat es im September 1989 gekriselt und trotzdem hatten meine Eltern, mein Mann und ich ein Visum für eine Flugreise nach Budapest bekommen. Wir konnten es kaum fassen und haben schnell alles gebucht, inklusive Unterkunft bei einer Privatfamilie und Frühstück. Bei einem Ausflug an die Grenze zu Österreich standen wir an einem Seitenarm der Donau und mein Vater blickte sehnsüchtig bei klarer Sicht auf die am Horizont zu sehenden Berge und seufzte: „Einmal in die Alpen und dann sterben!“ Zu diesem Zeitpunkt ahnten wir noch nicht, wie bald sich sein jahrzehntelang gehegter Traum erfüllen sollte.

Die uns begleitende Reiseleiterin hatte das mitbekommen und kam näher: „Können Sie schwimmen?“, sagte sie und deutete auf eine Passage weniger bewachter Grenze, deren Überqueren für gute Schwimmer möglich erschien. Aber meine Mutter konnte nicht schwimmen und bekam Angst. Natürlich dachten wir auch sofort an meine Schwester und ihre Familie. Damals galt bei uns so etwas wie „Sippenhaft“ und die zu befürchtenden Repressalien wollten wir ihnen nicht zumuten.

Auf der Rückreise zum Budapester Flughafen fehlten zwei Frauen in unserer Reisegruppe. Alle sind davon ausgegangen, dass sie wie so viele in die deutsche Botschaft geflüchtet waren. Aber es stellte sich heraus, dass die Beiden sich verlaufen hatten und mit einem Taxi direkt zum Flughafen gefahren waren. Auffallend war, dass wir bei der Wiedereinreise ohne Kontrollen ins Land gelassen wurden. Das hatte es noch nie gegeben, und nach den Schikanen der Ausreise, konnten wir es wirklich nicht glauben.

Zurück in Salzwedel, wo ich damals gelebt habe, war die Stimmung sehr besonders. Wieder war ein Ehepaar mit seinen Kindern über Tschechien geflüchtet. Nun wurde öffentlich darüber geredet, auch darüber, dass man nicht ein ganzes Volk einsperren kann. Zu den Friedensgebeten jeden Montag in der Katharinenkirche kamen immer mehr Menschen. Eine Kollegin von mir hatte riesige Sorgen mit diesen Versammlungen, denn ihr Sohn war Teilnehmer, während ihr Mann mit den Kampftruppen vor den Stadtmauern lag. Wie bei vielen herrschte auch bei ihr große Angst, vor allem davor, dass ihr Mann auf ihren Sohn schießen müsste.

Auch mir war unwohl. Ich ahnte, dass im Betrieb ein Spitzel auf mich angesetzt worden war. er folgte mir wie ein Schatten und versuchte ständig, mich auszufragen. Meine gesamte Post wurde ja schon seit Jahren „amtlich geöffnet“, bevor sie zugestellt wurde. Ich hatte Angst, dass geschossen wird, oder ich ausgewiesen oder verhaftet werde. Natürlich haben wir im Betrieb geredet und geglaubt, dass alles noch schlimmer wird. Abends haben wir dann Westfernsehen geschaut, auch um einen Überblick zu bekommen, denn alles schien durcheinander, viel zu viel zu sein. Ich glaube, wir haben nie zuvor und auch nicht mehr danach so viel Nachrichten geschaut und gehört, wie in jenen Wochen und Monaten.

Am 9. November hatten wir in der Kerzenfabrik Nachtschicht, als kurz nach 23 Uhr der Schmelzer zu uns kam und sagte, dass die Grenze auf sei. Wir haben erst mal weitergearbeitet, denn geglaubt haben wir das nicht. Als dann schließlich Kollegen aus den anderen Hallen mit dieser Nachricht zu uns kamen, haben wir um 23:30 Uhr die Anlage angehalten und im

Radio gehört, was in Berlin los war. Mein Mann ist nach der Schicht mit Kollegen in Richtung Grenze gefahren. Sie wollten nach Lüchow und selbst testen, ob es wahr ist. Ich wusste nicht, ob ich meinen Mann je



wieder sehe. Er hat sich verabschiedet mit den Worten: „Wir fahren nach Lüchow Brötchen holen!“

Ich habe den ganzen Tag nicht geschlafen und bin abends wieder zur Schicht. Von den Männern gab es keine Spur. Erst nach Schichtbeginn Stunden später tauchten sie wieder auf und ja, sie hatten tatsächlich Brötchen dabei! Am nächsten Morgen haben wir uns gleich den Stempel besorgt. Am Sonntag sind wir gemeinsam mit den Eltern in einem Lini-bus nach Bergen gefahren.

Die Stimmung war euphorisch, aber auch unwirklich. Lange Zeit konnte ich es nicht glauben was gerade geschieht und befürchtete, dass alles ein Irrtum war. Sie würden die Grenze wieder dicht machen und hier würde alles viel schlimmer als zuvor. So war unsere Befürchtung, aber jetzt waren die Grenzen auf und wir sind unterwegs gewesen. Mit dem Fahrrad nach Lüchow. Da habe ich zum ersten Mal die Türme und Schießanlagen gesehen. Wir hatten doch gar keine Ahnung, wie das aussah. Man war ja wirklich wie in einem Knast eingesperrt.

Auch das erste Mal in einem Supermarkt war überwältigend. Wie viele Sorten Duschgel es gab und Schaumbad, Schokolade und Wurst, die rosa war! Wir waren völlig überfordert! Ich wäre zum Beispiel nie auf die Idee gekommen, von dem Westgeld Toilettenpapier zu kaufen.

Zwischen Weihnachten und Neujahr hatten uns Freunde nach München eingeladen. Überall waren Menschen über Menschen. Wir haben das Hofbräuhaus und den Viktualienmarkt gesehen und zum ersten Mal Weißwürste gegessen. Erschrocken waren wir, als wir die hohen Preise für die öffentlichen Verkehrsmittel gesehen haben. Bei uns kosteten die Straßenbahnfahrten nur 20 Pfennige. Zum Glück durften DDR-Bürger in dieser Zeit die Öffentlichen in München kostenlos nutzen. So mussten wir unser „kostbares Geld“ nicht in Fahrkarten investieren.

Als die D-Mark kam, war mir klar, dass es eine Ein-Staaten-Lösung geben wird. Aber ich war hin und her gerissen. Von unseren westdeutschen Freunden wussten wir: Die Arbeitslosigkeit ist hoch im Westen, oft gab es nur befristete Arbeitsverträge und meine Freundin, die in München Lehramt studiert hatte, war von Existenzangst geplagt. So etwas konnten wir nicht. Ich konnte mir das gar nicht vorstellen.

Im Oktober 1990 war ich sehr froh, dass es das Konstrukt „DDR“ nicht mehr gab. Wir hofften alle auf einen höheren Lebensstandard, waren glücklich reisen zu dürfen. Nur ein Jahr später habe ich an meinem 30. Geburtstag meine 1. Kündigung bekommen. Die Lauferei zu den Ämtern und wie ich da behandelt wurde, war einfach furchtbar. Als mein Mann kurze Zeit später an Krebs erkrankte, kamen auch bei mir die Existenzängste.

Es hat ein paar Jahre gedauert, bis sich das Blatt wieder zum Guten gewendet hatte. Im nachhinein bin ich froh über alles, die Guten wie die nicht so guten Zeiten. Sie lehrt uns Demut und zeigt, was wirklich wichtig ist im Leben.

Petra Schwerin



Chronik des Umbruchs 1989

Aus der Pfarrchronik von St. Josef in Osterwieck
Pfarrer Peter Danisch

Die Ereignisse von September bis Dezember 1989, soweit sie Osterwieck betreffen in Auszüge aus der Pfarrchronik der Pfarrei St. Josef Osterwieck

24. September 1989, Sonntag

Verlesung eines Hirtenbriefes von Bischof Johannes Braun in allen Pfarreien der damaligen "Bischöflichen Amtes Magdeburg". Er nennt die Missstände in der DDR offen beim Namen, besonders den Alleinvertretungsanspruch der „Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“, die alles im Lande beherrscht und kontrolliert und die ausschließlich kommunistische Zielsetzung im Erziehungs- und Bildungswesen ohne Berücksichtigung des Willens der Eltern, und bedauert die entstandene Ausreisewelle.

03. Oktober 1989, Dienstag

Aushang von Ausschnitten aus dem systemkritischen Hirtenbrief des Magdeburger Bischofs Johannes Braun und Äußerungen der Bischöfe Wanke und Sterzinsky im Schaukasten am Kirchturm auf der Straßenseite. Großer Zulauf nach ein-zwei Tagen. „Herr Pfarrer, das ist gut, dass Sie das gemacht haben, WIR können doch nichts sagen.“

06. Oktober 1989, Freitag

Der stellvertretende Bürgermeister Eggert und der zuständige Stadtrat für Innere Angelegenheiten Behrend kommen ins Pfarrhaus mit dem Ziel, die Entfernung des aufsehenerregenden Aushanges zu erwirken, da dieser zur Konfrontation führen würde.

Ergebnis des in einer sachlichen Atmosphäre verlaufenden Gespräches ist die Vereinbarung einer Gesprächsrunde mit Vertretern der Stadtverwaltung und der Kirchengemeinde.

Bei einem Treffen von Pfarrer Peter Danisch mit Pastorin Göbel kommt man überein, weiter gemeinsam vorzugehen bei der Vorbereitung ei-

nes „Runden Tisches“ mit Vertretern städtischer und staatlicher Organe. Solche Gesprächsrunden fanden nach polnischem Vorbild auf höchster städtischer Ebene wie in vielen Städten statt.

20. Oktober 1989, Freitag

Das erste öffentliche „Gebet für unser Land“ in Osterwieck findet nach dem Vorbild der „Friedensgebete“ in Leipzig und anderen Städten in der evangelischen Nikolaikirche statt. Es war von Vertretern der evangelischen und katholischen Kirchengemeinde verantwortet und vorbereitet. Die Kirche ist gut gefüllt.

Bei diesen Veranstaltungen, die gottesdienstliche Elemente und Anklagen und Proteste gegen das Unrechtsregime in sich vereinen, werden auch viele konkrete Fälle von Bedrückung durch staatliche Organe genannt. Im Verlauf der Ereignisse formieren sich dann im Anschluss daran



die „Montagsdemonstrationen“ (in Osterwieck freitags). Die Menschen werden aufgefordert, jede Gewalt zu meiden und tragen brennende Kerzen in den Händen.

22. Oktober 1989, Sonntag

Der katholische Pfarrgemeinderat und der evangelische Gemeinderat treffen sich im Gemeinderaum, dem ehemaligen Schulsaal

der St. Josef-Kirche zur Vorbereitung des Rundtisch-Gesprächs.

24. Oktober 1989, Dienstag

Im Versammlungsraum der Stadtbibliothek kommen zu einem Runden-Tisch-Gespräch über aktuelle Fragen katholische und evangelische Gemeindevertreter mit Bürgermeisterin Molik und anderen Vertretern der Stadt Osterwieck und des Kreises Halberstadt zusammen.

Trotz deren Versuche, das Gespräch auf rein kommunale Probleme zu beschränken, kommen die alle bewegenden gesamtgesellschaftlichen Anliegen zur Sprache. Das sind vor allem:

- der Alleinvertretungsanspruch der „Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED)“, die alles Geschehen im Staat „DDR“ kontrolliert und lenkt,
- die ausschließlich kommunistische Zielsetzung im Erziehungs- und Bildungswesen,
- die fehlende Reisefreiheit,
- die Grenz-Sperrzone mit ihren Beschränkungen für die Bewohner,
- Schädigungen der Umwelt.

27. Oktober 1989, Freitag

„Gebet für unser Land“ – unter dieser Bezeichnung finden die Friedensgebete in Osterwieck statt – in der evangelischen Nikolaikirche. Die Kirche ist total überfüllt. Viele müssen draußen stehen.

31. Oktober 1989, Dienstag

Der katholische Pfarrgemeinderat und der evangelische Gemeindekirchenrat treffen sich im Gemeinderaum von St. Josef zu einer vorbereitenden Besprechung für das geplante Bürgerforum. Der Rat der Stadt hatte die Kirchen eingeladen, dabei mitzuwirken.

01. November 1989, Mittwoch

Vertreter der katholischen und evangelischen Gemeinde sind ins Bürgermeisterzimmer zu einem Gespräch eingeladen.

02. November 1989, Donnerstag

Vierstündige Bürgeraussprache in der Mehrzweckhalle. Viel aufgeregter Unmut macht sich Luft. Örtliche und gesamtgesellschaftliche

Probleme werden teilweise mit viel Emotionen vorgebracht, wohl auch nicht immer sachlich. Ebenso die Entgegnungen der städtischen und gesellschaftlichen Vertretern. Die Bürgermeisterin fühlt sich ungerecht angegriffen und nicht verstanden in ihrem Bemühen, Gutes für die Stadt und ihre Bewohner zu erreichen.

03. November 1989, Freitag

„Gebet für unser Land“ in St. Josef. Die Kirche ist hoffnungslos überfüllt mit schätzungsweise 400 bis 500 Personen, bis in die hintersten Ecken, selbst im Altarraum. Wie viele draußen standen, ist mir nicht bekannt. Auch aus den umliegenden Ortschaften kamen viele Menschen, insbesondere aus dem Grenzsperrgebiet.

Zur Sprache kommen die Gesamtsituation im Land mit den Folgen für die Menschen; Hoffnungen, Erwartungen und Forderungen, auch Einzelschicksale. Durch Texte aus der Heiligen Schrift, Lieder und aktuell formulierte Fürbitten wird versucht, die Enttäuschungen, Erwartungen, Gefühle der Menschen vom Glauben her zu verarbeiten.



07. November 1989, Dienstag

Versammlung in St. Josef: Es werden Arbeitsgruppen für die Stadt Osterwieck gebildet: Gesellschaft und Recht, Handel und Versorgung, Bildungswesen, Gesundheitswesen, Umweltschutz,...

09. November 1989, Donnerstag

Vorbereitungstreffen für das für den Freitag vorgesehene „Gebet für unser Land“ im Gemeinderaum von St. Josef.

Uns erreicht die Nachricht, dass die (bis dahin wenigen) Grenzübergänge in den westlichen Teil Deutschlands frei passiert werden können. Alle sind sehr bewegt und spüren, dass das ein historischer Augenblick ist. Die nahegelegene Grenze zum Bundesland Niedersachsen ist hier noch geschlossen.

10. November 1989, Freitag

Aufhebung des seit 1952 bestehenden Grenzsperrgebietes.



Den Terror, die Angst, die erheblichen Beschränkungen, denen die Einwohner dieses in mehreren Abstufungen bestehenden, durchschnittlich 5 km breiten Streifens entlang der „Staatsgrenze West“ ausgeliefert waren, können sich bis heute selbst die meisten Bürger der (ehemaligen) DDR nicht vorstellen. Den Behörden missliebige Bürger wurden mit ihren Familien und ihrem beweglichen Eigentum nachts unter Polizeibewachung abgeholt und in entfernte Gebiete umgesiedelt. Verwand-

tenbesuch zu bekommen, war nur bei besonderen Anlässen möglich. Einfach Bekannte oder Freunde aus anderen Orten einzuladen war nicht möglich, ebenso Verwandte aus der Bundesrepublik.

Als Pfarrer wurde mir ein Passierschein „für dienstliche Zwecke“ erteilt. Als katholischer Pfarrer von Osterwieck und Hessen hatte ich folgende im Sperrgebiet liegende Ortschaften zu betreuen: Lüttgenrode, Suderode, Götdeckenrode, Bühne, Rimbeck, Hoppenstedt, Veltheim, Osterode. Hessen gehörte nur anfangs einige Jahre zum Sperrgebiet.

Auch 10. November 1989

„Gebet für unser Land“ in St. Josef. Bürgermeisterin Molik und Herr Behrendt sind abwesend. Anschließend bewegen sich die Menschen auf dem „Weg der Hoffnung“ zum Markt, wo eine Aussprache mit der Bürgermeisterin erfolgt.

11. November 1989, Sonnabend

Der erste Grenzübergang in der Nordharzregion wird bei Stapelburg eingerichtet. In aller Eile war eine provisorische Holzbrücke für Fußgänger über den Grenzbach errichtet worden, über die sich Tausende Menschen in Richtung Westen bewegten.

12. November 1989, Sonntag

Ein weiterer Grenzübergang in der Nähe wird geschaffen. Am Samstag hatten bei Hessen, wo ebenfalls die Welt für uns jahrzehntelang zu Ende war, Demonstranten die Öffnung des Grenzzaunes gefordert. Nachts wurden die Grenzbefestigungen mit schwerer Technik weggeräumt. Die unterbrochene Straße und die kleine alte Brücke sind ein Engpass, vor dem sich am Sonntag die Autos viele Kilometer weit stauen.

17. November 1989, Freitag

„Gebet für unser Land“ in St. Josef. Die Teilnehmerzahl sind rückläufig, aber die Kirche ist gut gefüllt.

18. November 1989, Samstag

6:00 Uhr morgens Eröffnung eines Grenzüberganges für Fußgänger zwischen Rimbeck und Hornburg. Wer dabei sein wollte, u. a. auch einige Personen aus der St. Josefs-Gemeinde, musste von Rimbeck im Dunkeln bis Hornburg zu Fuß gehen. Dort wurden die ankommenden DDR-Bürger von einer festlich gestimmten Menge empfangen, darunter dem katholischen Pfarrer von Schladen.

24. November 1989, Freitag
„Gebet für unser Land“

06. Dezember 1989, Mittwoch
„Gebet für unser Land“ in der Nikolaikirche

20. Dezember 1989, Mittwoch

14:00 Uhr feierliche Eröffnung des Grenzüberganges Lüttgenrode – Viennenburg, des ersten mit Autos passierbaren Überganges bei Osterwieck. Der frische Straßenbelag dampfte noch.

Einige Tage zuvor hatten beherzte DDR-Bürger an dieser Stelle den Grenzzaun durchschnitten und waren einige Kilometer zur nächsten Gaststätte gewandert, wo sie mit Freibier begrüßt wurden. Bis in die Nacht hinein fuhren in Richtung Westen Hunderte Autos, die endlose Kette der roten Rücklichter – hier ein ganz gewohnter Anblick.

18:00 Uhr erstes Rundtischgespräch im „Haus der Werktägigen“

24. Dezember 1989, Sonntag

Ab 00:00 Uhr können Bürger der BRD ohne Visum in die DDR einreisen.

25./26. Dezember 1989, Weihnachten

Eine gewaltige Reisewelle aus Richtung Westen setzt ein. Endlose Autokolonnen bewegen sich auch nach und durch Osterwieck.

Manche Besucher schauen auch in die Kirche. Ein Mann bricht in der Kirche in Tränen aus, zur Bestürzung seiner Kinder.

Pfarrer Peter Danisch

Das war es uns wert!

Betriebsausflug mit Folgen zu ungewöhnlichen Zeiten

Norbert Kübeck

Einmal im Jahr plante mein damaliger Betrieb einen längeren Ausflug mit Betriebsbesichtigung. Im Jahr 1989 sollte es vom 10. bis 12. November für alle Kollegen mit Partnern nach Berlin gehen.

Schon am Donnerstagabend verfolgten wir die unglaublichen Nachrichten. Am Freitag früh ging es nun mit dem Bus nach Berlin. Wir haben ständig Radio gehört und stündlich kamen neue Mitteilungen.

In Berlin angekommen war als erstes die Betriebsbesichtigung geplant. Der Betriebsleiter teilte uns mit, dass diese leider ausfallen muss, weil keine Mitarbeiter auf Arbeit gekommen sind. Sie sind alle nach West-Berlin.

Also fuhren wir in unser Hotel. Unterwegs dachten wir, dass ganz Berlin auf den Beinen ist.

Am Abend beschlossen wir mit einigen Kollegen, am nächsten Tag auch



mal nach West-Berlin zu gehen. An so einem denkwürdigen Tag muss man das mitgemacht haben.

Also sprachen wir mit dem Busfahrer, wo er uns rauslassen könnte. Er meinte noch, wenn ich dürfte ich würde euch auch rüber fahren. Am Samstagnachmittag hat er uns etwa 10 Personen in der Nähe der Friedrichstraße aussteigen lassen.

Ursprünglich war für den Tag geplant im Grand Hotel in Ost-Berlin Kaffee zu trinken, da mein Betrieb beim Aufbau des Hotels mitwirkte.

Aber wir sind einfach den Menschenmassen hinterher gelaufen, an den Grenzposten vorbei nach West-Berlin. Dort angekommen mussten wir uns erst mal umsehen. Wir konnten nicht glauben wo wir sind.

Schließlich kamen wir an eine Post, um das Begrüßungsgeld abzuholen.

Mit dem Westgeld in der Hand, kam uns die Idee, Eheringe zu kaufen. Da wir im nächsten Jahr heiraten wollten, sind wir zu einem Juweliergeschäft gegangen und haben uns von dem Begrüßungsgeld die Ringe gekauft. Die begeisterte Verkäuferin hat uns sogar Rabatt gegeben.

Die Ringe tragen wir heute noch.

Wir denken oft an dieses Wochenende zurück.

PS: Wieder zurück im Betrieb, mußten wir 40,00 Mark Strafe zahlen, weil wir am Kaffee trinken nicht teilgenommen haben.

Das war es uns wert!

Norbert Kübeck

Freiheit kann so einfach sein!

Der Traum vom Spazieren gehen

Regina Schmoock

Es war der 11. November 1989. Schon am Abend vorher lief die Information am nächsten Morgen wird der Grenzzaun bei Stapelburg geöffnet und die Straße nach Bad Harzburg frei sein. Seit 1961 waren diese Orte für uns weiter entfernt als der Mond.

Noch nie waren wir in Stapelburg, damals noch Osten, obwohl es nur 15 km weg war. Unsere Kinder – knapp 4 und fast 3 Jahre alt – wussten überhaupt nicht, warum ihre Eltern an diesem Morgen so aufgeregt waren.

Es lag eine nicht zu beschreibende Spannung über den vielen Hunderten von Menschen die sich auf den Weg machten. Ein Gefühl von „Ist das wirklich wahr? Kann man es wirklich wagen?“ trieb uns um.



Dann erlebten wir einen schwer zu beschreibenden Tag in Bad Harzburg. Es war wie ein Traum, aber so wunderbar real! Wir gingen dort einfach SPAZIEREN!

Unsere Kinder, besonders der Große, spürten, dass sie etwas besonderes erlebten und erzählen heute noch von so manchen Leuten, die weinten oder feierten oder von Gummibärchen (ihre ersten Haribobärchen) die ihnen jemand schenkte.

Gegen Abend machten wir uns auf den Heimweg. Von Bad Harzburg aus fuhren Pendelbusse zur Grenze. Mein Mann hatte alles Gepäck und unseren Sohn. Ich unsere kleine Tochter.

Im Gedränge der Menschen verloren wir uns. Als ich mit der Kleinen an der Hand aus dem Bus stieg, hatte ich nichts weiter bei mir, keinen Ausweis, kein Geld, rein gar nichts, womit ich hätte beweisen können, wer ich bin, und dass die Kleine mein Kind war! Wir DDR Bürger gingen nie ohne Ausweispapiere.

Ich machte mich auf den Weg und sah die Grenzanlagen vor mir. Man hatte zu diesem Zeitpunkt bereits die alte Grenzstraße geöffnet. Dort standen Grenzstreifen und sie waren bewaffnet, Soldaten standen quasi Spalier.

Je näher ich diesem Spalier kam, umso weichere Knie bekam ich. Keine Papiere! Panik machte sich breit! Das konnte nicht gut gehen. Es war undenkbar, dass ich an diesem Abend mit meinem Kind zu Hause ankam. Meine Angst wurde mit jedem Schritt größer! Was würde passieren?

Und dann,.....bin ich mit der Kleinen an der Hand an freundlich lächelnden Grenzsoldaten einfach vorbei gegangen. Unvorstellbar!!!

Freiheit ist für mich in diesem Moment das erstmal in meinem Leben fühlbar gewesen und eine Mischung aus ungläubigem Staunen und riesiger Freude lies mich die geschichtliche Größe des Augenblicks erahnen.

Bis heute ist „Freiheit“ für mich dieser Augenblick, als ich mit meiner Tochter, die ihren kleinen grünen Mantel trug, einfach über eine Straße ging, die mein Leben lang unerreichbar war!

Regina Schmoock
Wernigerode

Uns trennten Welten

Mauerfall 1989 - (m)ein Gänsehaut-Erlebnis

Monika Köhler

Meine Kindheit habe ich in Potsdam verbracht und bin dort auch zur Schule gegangen. Vom Schulhof aus hatten wir einen Blick zum Fernsehturm auf dem Schäferberg. Unser Badestrand im Babelsberger Park war nur wenige Meter von der Glienicker Brücke entfernt, dem berühmten Ort des Austauschs von Agenten zwischen Ost und West.

Die Nähe zu West-Berlin war beeindruckend. Aber uns trennten Welten! Die Tatsache, dass es un-erreichbar war, war für die einen deprimierend und für mich bedauerlich. Hatte doch meine beste Schulfreundin die DDR offiziell verlassen und lebte verheiratet in West-Berlin.



Und durch die Berliner Mauer trennten uns Welten! Und dann ereignete sich das Unfassbare: Der Mauerfall im November 1989!

Mit Gänsehaut überquerte ich zu Fuß die Glienicker Brücke und es gab ein glückliches Wiedersehen mit meiner besten Freundin:)

Nächstes Jahr feiern wir gemeinsam unser Goldenes Abitur!

Monika Köhler

Es war einmal

Erinnerungen nicht vergessen

Eva Lampa

Ich erinnere mich noch gut an das Jahr 1989, als die Bevölkerung gegen die sozialistische Diktatur aufbegehrte, sich auf dem Domplatz versammelte und im Dom um Frieden betete und diskutierte, welcher Weg jetzt für die Zukunft notwendig ist.

Immer wieder warnte das Leitungsteam: Keine Gewalt! Auf solche Herausforderungen nicht reagieren! Denn der Schießbefehl war gegeben. Bevor wir auf die Straße gingen hieß es: Bitte einige Minuten der Stille zur Besinnung! In einem überfüllten Dom senkte sich eine totale Stille, die mir mein Leben lang unvergessen bleibt. Die Demonstration verlief trotz aller Bedenken friedlich. Die schweigsamen Menschen mit ihren brennenden Kerzen, umsäumt von den vielen Bürgern, die am Rande standen, das alles war tief beeindruckend. Die friedliche Demonstration in der DDR hatte unaufhaltsam begonnen. Der Dom zu Magdeburg hat als Mittelpunkt dazu beigetragen.

Ja, der Dom ist ein Ort, der Menschen vereint und stärkt.



Die marxistisch atheistische Diktatur hatte die Bevölkerung misstrauisch gemacht und entzweit. Wer sich diesem System nicht anpasste war verdächtig und wurde oft bespitzelt und musste mit Nachteilen rechnen. Die Staatssicherheit war überall gegenwärtig. Mit dieser Situation in unserem Land mussten wir leben, mit Ärger, mit Angst, aber auch mit Humor und Phantasie. Trotz vieler Mangelerscheinungen und Bevormundungen durch den Staat, haben wir das Leben gestaltet. Und wer dieses System akzeptierte, konnte auch ganz gut leben.

Der Staat bot der Bevölkerung so manche Vorteile: Preiswerte Urlaubsangebote, Kinderbetreuung, soziale Einrichtungen u.a. Es gab keine Arbeitslosigkeit auch dann, wenn es keine Arbeit infolge von Materialmangel gab. Aber wer in dieser Gesellschaft Widerstand leistete, musste mit harten Bestrafungen rechnen.

Als eine Schulfreundin in der Fabrik Witze über die „DDR“ erzählte, wurde sie verhaftet und in das berüchtigte Zuchthaus nach Bautzen gebracht. Nach ihrer Entlassung konnte sie nicht mehr sprechen. Sie durfte bald in die „BRD“ ausreisen.

Meine Schwester, eine tüchtige Kindergartenleiterin, mit der Pestalozzimedaille ausgezeichnet und als Vorbild gelobt, wurde als Leiterin abgelöst und versetzt. Warum? Es hat sich herumgesprochen, dass sie kirchlich eingestellt und nicht zur Wahl gegangen ist.

Meinem Schwager wurde die Offizierslaufbahn in der Volksarmee empfohlen, mit dem Versprechen, in dieser Zeit ein Studium absolvieren zu können. Das geschah natürlich nicht. Als er sich kritisch gegen eine bevorstehende Wahl äußerte und sich auch noch kirchlich trauen ließ, wurde er in Unehren entlassen. Er und seine Familie sind stets und ständig bespitzelt und beobachtet worden. Nach der Wende konnte er seine Stasiakten einsehen. Sie waren schockierend.

Nun gehören wir schon 30 Jahre zur Bundesrepublik Deutschland und leben in einer Demokratie.

Erinnern wir uns noch an die Vergangenheit?

An den Jubel als die Mauer fiel?

Ich ja!

Ich weiß auch, dass es kein Paradies auf Erden gibt und auch nicht geben wird. Auf Lorbeeren aber darf man sich nicht ausruhen. Sie müssen immer wieder neu erobert werden. Sonst fängt alles wieder von vorn an.

Danke, dass ich in einer Demokratie leben kann.
Vergessen wir aber niemals, dass sie stets auch gefährdet ist und sich immer wieder erneuern muss – wie auch wir!

Eva Lampa

Familienbande

Hochzeit zwischen Weltereignissen

Lidwina Hahn

Tausende DDR-Flüchtlinge befanden sich im Prager Botschaftsgarten.

Zur gleichen Zeit waren meine Schwester aus Berlin, meine Eltern und ich zur Hochzeit nach Franken eingeladen.

Da meine Schwester hochschwanger war, fuhr sie schon einige Tage vor der Hochzeit dorthin. Zur großen Feier wollte sie dann nicht dabei sein. Ebenfalls zur gleichen Zeit war ihr Mann zu Besuch in Westberlin. Zu diesem Zeitpunkt war es immer noch erstaunlich, dass wir als DDR-Bürger in den „Westen“ fahren durften.

Als meine Eltern und ich dort eintrafen, war meine Schwester schon wieder auf den Heimweg, der sie zuerst nach Westberlin führte und sie dort ihrem Mann traf.

Meine Tante hatte eine Telefonnummer, unter welcher mein Schwager zu erreichen war. Dort sollten meine Eltern anrufen und ihn überreden, dass er mit meiner Schwester dort bleiben sollte.

Nicht zu vergessen, es war immer noch DDR-Zeit.

Das war mir gar nicht recht, da ich meinen Mann mit unseren beiden Kindern (5 und 7 Jahre) zurücklassen musste. Trotz meiner Bedenken, haben meine Eltern dort angerufen.

Als mein Schwager sagte, dass er wieder zurück nach Ostberlin fahren wird, war ich sehr erleichtert. Denn wären sie dort geblieben, hätten wir als Familienangehörige ganz sicher riesigen Ärger mit der Staatssicherheit (Stasi) bekommen. Ich hatte große Angst um meine Familie.

Während unseres Aufenthaltes in Franken wurde von Genscher den Flüchtlingen in der Prager Botschaft die Ausreise in den „Westen“ verkündet. Was für ein besonderes Ereignis.

Wieder zurück in der DDR habe ich am 9. November 1989 im Radio die Worte Schabowskis vernommen, dass die Grenzen zur Bundesrepublik ab sofort geöffnet seien.

Als mein Mann von der Arbeit nach Hause kam, meinte er nur: „wer weiß, was du gehört hast“. Daraufhin stellte ich den Fernseher an. Denn wenn ich die Nachricht im Radio richtig verstanden hatte, dann würden wohl alle Sender darüber berichten.

So war es dann auch.

Lidwina Hahn



(M)eine Mauerfall-Geschichte

Mit Schmalzbroten auf der A2

Christine Schünemann

Am 9. November 1989 fand **DIE** Pressekonferenz mit Herrn Günter Schabowski statt. Die Welt sollte sich damit verändern, nicht nur im Osten... auch für uns, die wir im Westen im nahen Grenzgebiet wohnten = „Zonenrandgebiet“ nannte es sich damals. Zur Zeit der Grenzöffnung wohnte ich im Norden von Braunschweig, nahe der A2. Die Nachricht der offenen Grenzen verbreitete sich schnell und die ersten Trabbis rollten in der Nacht auf der Autobahn.

Am nächsten Tag war die Autobahn bereits ein „Parkplatz für Trabbis“, da alle versuchten über die Grenze „über zu machen“ und die Städte, die in der nahen Umgebung lagen, zu erkunden und zu testen, ob es überhaupt gelingen würde, dorthin zu kommen. Viele wollten ja nur mal testen, ob sie rauskommen und hatten nichts weiter mit und konnten sich, da sie ja kein „Westgeld“ hatten, auch nichts kaufen.

Freitagabends am 10. November 1989 saß ich bei meinem Freund und dessen Mutter vor den Nachrichten und sahen die Bilder der Trabbis auf



der Autobahn. Sein Vater kam von einer Sitzung des Schützenvereines und brachte Platten voller Schmalzbrote wieder mit, die übrig geblieben waren. Er wollte sie nicht entsorgen, wusste aber auch nicht genau, was er damit machen sollte.

Die Bilder der Menschen in ihren Trabbis im Kopf, sagte ich, dass da bestimmt viele auf der Autobahn ohne Verpflegung und ohne Westgeld unterwegs waren. Da reifte die Idee, die Brote unter die Menschen zu bringen.

Über Schleichwege und Feldwege gelangten wir zu einem Rastplatz an der A2. Jeder von uns dreien bekam eine Platte mit Schmalzbrot und wir machten uns auf der damals noch zweispurigen Autobahn (A2) zu Fuß auf und fragten an den im Stau stehenden Trabbis, ob jemand eine Schmalzbrotscheibe möchte. Die Geschichten, die ich dort erfuhr und die Dankbarkeit, waren überwältigend. Tränen in den Augen und viele sind ausgestiegen und haben uns gedrückt, weil sie sich so gefreut haben. Wir haben alle Brote verteilt und damit einige Menschen, und uns, glücklich gemacht.

Viele Trabbis kamen dann immer wieder über die Anschlussstelle Braunschweig-Nord (damals gab es nur BS-West/BS-Nord/BS-Ost), um in die Stadt zu kommen. Viele Trucks machten sich das zu Nutze und hielten an den Haupteinfallstrassen, Plane hochgerollt und dann wurde aus den Kisten Bananen, Ananas oder Orangen oder verschiedene Werbebesenke verteilt. Es war nicht mehr so einfach mit dem Auto in die Stadt zu kommen, aber alle waren über die Öffnung der Grenze glücklich und stolz die Geschichte im Kleinen selbst erlebt zu haben.

Christine Schünemann

Zur rechten Zeit am rechten Ort

Unverhofft mitten in der Geschichte

Susanne Sperling

Eigentlich war es ein ganz normaler Termin, aber er sollte mein Leben verändern. Am 7. Oktober 1989 begleitete ich den damaligen Bürgermeister von Wolfenbüttel, Heinz-Dieter Essmann zu einem Termin in Halberstadt. Auf dem Programm standen ein Telemann-Konzert und anschließend eine Gesprächsrunde mit Vertretern Halberstadts zum 40. Jahrestag der DDR. Auch wenn ich im Zonenrandgebiet aufgewachsen bin, dies war erst mein 2. Besuch in der „DDR“, für eine westdeutsche Journalistin also kein Routinetermin.

Beim freundlichen Kaffeetrinken stupste mich mein Stuhlnachbar mehrfach an und fragte: „Müssen Sie nicht auf Toilette? Da hinten geht es zum Badezimmer!“ Der Groschen fiel bei mir nur Pfennigweise, denn erst beim 3. Versuch hatte ich verstanden, dass er mir etwas Wesentliches mitteilen wollte.

Als ich nach einer gefühlten Ewigkeit auf der Toilette ankam, erwartete mich eine Abordnung des späteren Neuen Forums. Sie hatten (verbotenerweise) ein Modell mitgebracht, um mir von den unterirdischen Einrichtungen im Regensteingebirge zu erzählen.

So etwas passiert einer Journalistin nur selten! „Meine Watergate-Geschichte!“ Meine Neugierde war geweckt und von diesem Tag im Oktober '89 an bin ich fast täglich im kleinen Grenzverkehr von Wolfenbüttel nach Halberstadt gefahren, um diese Geschichte zu recherchieren.

Mein Ansporn war, die Zufahrt ins Regensteingebirge zu finden. Nicht ganz ungefährlich zur damaligen Zeit, denn die lag im militärischen Sperrgebiet und ich war westdeutsche Journalisten, die mit einem Offizier der Bundeswehr verheiratet war.

Bei der Recherche blieb aber immer auch Zeit, andere Geschichten aus der Region zu berichten, sei es von Friedensgebeten, Demonstrationen oder Alltagsgeschichten. Meinem Verleger gefiel das sehr gut, hatte er



doch die Zeitung einmal übernommen, als der heutige Landkreis Halberstadt noch zu seiner Zeitungsaufgabe gehörte.

Am 9. November 1989 war ich in München auf einer Veranstaltung und habe erst kurz vorm Schlafengehen die Meldung im Radio gehört, die Grenze sei auf. Ehrlich gesagt hielt ich das für einen schlechten Scherz. Die Nachricht vom gewaltsamen Niederschlag der Demonstrationen hätte mich weit weniger überrascht, war doch die Stimmung in diesen Tagen im November 1989 voller Angst und hochexplosivem Knistern.

Schon früh am nächsten Morgen habe ich mich auf den langen Weg von München nach Wolfenbüttel aufgemacht. Wie lange ich gebraucht habe und wie es letztendlich gelungen ist, kann ich mich nicht mehr erinnern, aber der Duft von Trabbi-Auspuffgasen und unglaubliche Radiobeiträge, alles gepaart mit Freudentränen über Freudentränen haben mich nach Wolfenbüttel getragen.

Die sonst so kleine beschauliche Stadt war am folgenden Tag übervoll mit Menschen. Und spät am Abend klingelte es an meiner Tür. Die Gruppe aus Halberstadt und Blankenburg, die ich seit Oktober immer mal wieder getroffen hatte, stand plötzlich vor meiner Tür. Wir haben uns in den Armen gelegen und gelacht und geweint und ganz viel Sekt getrunken.

Bei der Grenzöffnung am Grenzzaun zwischen Hessen und Mattierzoll an der heutigen B79 waren wir live dabei. Fremde und alte Bekannte aus früheren Zeiten, Grenzer und Zivilbevölkerung lagen sich in den Armen, das Gefühl von Glück und Freiheit und Wunder lagen in der Luft. Noch jetzt beim Schreiben dieser Erinnerungen laufen mir die Tränen übers Gesicht.

Diese Grenzöffnung war für mich persönlich eine unglaubliche Erleichterung, denn sie verkürzte meine Anreise nach Halberstadt um mehrere Stunden! Fortan fuhr ich jeden Tag über die Schotterpiste nach Halberstadt. Schon bald konnte ich im ehemaligen Stasi-Quartier ein Büro beziehen – für 100 D-Mark, inklusive Telefon, dass ich mir mit dem Deutschen Roten Kreuz teilte.



Meine Verleger hatten mich beauftragt, einen Lokalteil für Halberstadt in der Wolfenbütteler Zeitung aufzubauen. Jeden Tag von 9-12 Uhr war ich im Clara Zetkin Ring in meinem Büro. Besucher trauten sich nur sehr zögerlich, mich zu besuchen. Am Nachmittag war ich dann im ganzen Landkreis unterwegs, um Geschichten zu recherchieren und mit den unterschiedlichsten Menschen zu sprechen. Ein bis drei Zeitungsseiten habe ich dann jeden Abend bis zum Andruck in Wolfenbüttel geschrieben. Allein habe ich das nicht schaffen können, fast 50 freie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter konnte ich in kürzester Zeit rekrutieren. Und schon bald wurden aus dem Lokalteil die Halberstädter Nachrichten.

Die ersten freien Wahlen standen an. So viel Aufbruchsstimmung und Engagement habe ich selten erlebt. Dann die konstituierenden Sitzungen der Stadt- und Kreisparlamente – Demokratie lernen und umsetzen – eine unglaubliche Erfahrung. Schon bald folgte die Einführung der D-Mark. Bei Nacht und Nebel bin ich mit den Vopos durch den Landkreis gefahren, um alle Bankfilialen mit dem neuen Geld auszustatten. Und die Angst war groß, denn bis zu diesem Zeitpunkt hatte es hier nie einen Banküberfall gegeben.

Und die unzähligen Geschichten der Hoffnung und des Leids aus vergangenen Tagen. Von der Neugründung oder Umbenennung von Sportvereinen, vom Vorteil des grünen Pfeils an Ampeln, die ganztägige Kinderbetreuung, der Partei- und Gewerkschaftsversammlungen, der Fragen nach Eigentum und Autokauf, die Verwandlung von grauen Dörfern in farbenfrohe Ortschaften. Geschlafen habe ich in der Zeit wenig, zu viel Neues, zu viel Lebendiges, zu viel Veränderung lag in der Luft.

Für mich als Politikwissenschaftlerin und Journalistin, die durch die Gnade der Geburt 40 km westlich des Eisernen Vorhangs zur Welt kam und in Freiheit aufwachsen durfte, war die Zeit geprägt nicht nur durch Neugier, sondern vor allem auch durch Staunen und Anerkennung der Kraft eines ganzen Volkes.

Eine FRIEDLICHE Revolution ist geglückt! Wo hat es so etwas schon mal gegeben? Und das in Anbetracht der aufmarschierten Militärmacht? Es hat gezeigt, dass Unrecht und Unterdrückung nur bis zu einem gewissen Maß ausgespielt werden können. Irgendwann ist Schluss! Das hat mich wahnsinnig beeindruckt und ich verstehe bis heute nicht, warum aus dieser gigantischen Leistung des Mutes nicht mehr Selbstbewusstsein und Selbstwert für jeden einzelnen ehemaligen DDR-Bürger spürbar wurde. Ja, der Westen hatte die schöneren Autos, aber das ist doch nichts gegen den Mut, sich für Freiheit einzusetzen und ein ganzes Unrechtssystem zu stürzen – friedlich – ohne Blutvergießen und zu einem hohen Preis.

Ich bin dankbar, dass Sie den Mut hatten und ich als Beobachterin dabei sein durfte.

Susanne Sperling

Die Zeit danach

Weihnachtsrundschreiben 1990

Dr. Gerhard Feige

Eigentlich schicke ich diesen Rundbrief nur ungern los. Viel lieber hätte ich jedem einzelnen ganz persönlich geschrieben. Da ich aber bisher nicht dazugekommen bin, morgen schon Heiligabend ist und mancher sich bestimmt wieder einmal – auch noch nach Weihnachten – über ein paar Zeilen von mir freuen würde, habe ich mich heute kurzerhand entschlossen, Verwandten, Freunden und Bekannten inner- und außerhalb Deutschlands einen gemeinsamen Brief zu schreiben. Mit der Bitte um Entschuldigung für die etwas unpersönliche Form verbinde ich zugleich die Zusage, daß der Inhalt nicht genauso sein wird.

Seit dem letzten Weihnachtsfest ist in unseren Breiten viel passiert und in Bewegung geraten; auch die Stimmung hat sich gewandelt und ist mit der des Vorjahres kaum zu vergleichen. An die Stelle verständlicher Euphorie ist manche Ernüchterung getreten, und viele sehen dem neuen Jahr mit gemischten Gefühlen entgegen.

Was meine Arbeitsstätte, das Philosophisch-Theologische Studium in Erfurt, betrifft, so gab es eine Zeitlang die Befürchtung, es würde der Einheit Deutschlands zum Opfer fallen. Inzwischen spricht vieles dafür, daß es erhalten bleibt und einen gesicherteren Status bekommen könnte. Unsere Bischöfe, die Rechtsträger dieser Einrichtung sind, haben sich deutlich für deren Fortbestand ausgesprochen. Auch westlicherseits wurde durch Bischöfe und Professoren vielfach zum Ausdruck gebracht, daß das "zu Recht hochgelobte Erfurter Studium" (so in einem Artikel der 'Frankfurter Allgemeinen Zeitung') weiterhin für unser Gebiet und darüber hinaus eine wichtige Rolle wahrzunehmen habe. Ähnliches war vom Nuntius Unac` zu hören, als er an unserem Patronatsfest am 15. November teilnahm und u.a. davon beeindruckt war, mit welcher familiärer Offenheit und Herzlichkeit Bischöfe und Lehrkörper miteinander umgingen.

Mit Wirkung vom 15. September 1990 ist uns durch die letzte DDR-Regierung – gewissermaßen als Wiedergutmachung für erlittene Miß-

achtung - der Status einer staatlich anerkannten Hochschule verliehen worden. Das dabei gleichzeitig gewährte Promotions- und Habilitationsrecht muß jedoch noch „in der Schublade verbleiben“, bis Rom dazu seine Zustimmung gegeben hat. Wenn es zur Wiedererrichtung der Erfurter Universität, die 1392 gegründet und 1816 aufgehoben wurde, kommen sollte (und dafür gibt es seit kurzem wieder einige positive Anzeichen), könnten und würden wir uns darin gern als Fakultät einbringen. Zunächst bemühen wir uns jedoch erst einmal darum, von Rom als "richtige" Kirchliche Hochschule anerkannt zu werden.

Schon jetzt verbringen einige westliche Studenten ihre Freisemester bei uns; evangelische Gasthörer haben wir schon seit ein paar Jahren; das Studium konnte auch Laien zugänglich gemacht werden, und es gibt sogar Anfragen von "Westlern", ob sie bei uns promovieren könnten.

Erstmals ist es seit diesem Herbst auch unseren Studenten möglich, für die Dauer ihrer Freisemester an westlichen Universitäten zu studieren. Hinter all diesen Vorgängen stecken natürlich auch viele Bemühungen unsererseits, und eine notwendig werdende Reform unseres Studienganges wird noch manche Zeit schlucken. Mit unserer durch die Abgrenzung verordneten provinziellen Beschaulichkeit ist es nun wohl endgültig vorbei. Das zeigte sich schon bald nach Öffnung der Grenzen. Manchmal konnten wir uns des westlichen - nicht immer uneigennüt-



zigen - Andrangs und Interesses kaum erwehren. Unser Rektor hat dies mal in ein anschauliches Bild gebracht: Er käme sich wie Dornröschen vor, bei der die Prinzen Schlange stehen, um es wach zu küssen. Man müsse fast Angst haben, "totgeknutscht" zu werden.

Die offenen Grenzen machen es auch möglich, überall hinreisen zu können, und auf einmal sind neue Probleme da: Es fehlt an Zeit und Geld. Dennoch kann ich nur staunen, wie viel manche - auch meiner Kollegen - in den letzten Monaten dienstlich oder privat unterwegs waren. Aufgrund meines noch nicht so lange zurückliegenden "gnadenhaften" Studienaufenthaltes in Italien war das Bedürfnis zu reisen bei mir verständlicherweise nicht so groß. Aber auch ich habe einige westliche Orte neu oder besser kennengelernt. So war ich seit Mai zu dienstlichen Anlässen oder auf dem Weg dahin kurz in Bamberg, Würzburg, Trier, Münster sowie in den im Taunus gelegenen Orten Königstein und Waldsolms/Kröffelbach.



Per "Trabant" habe ich am 17. Juli zusammen mit meinen Eltern und meiner Hallenser Tante von Erfurt aus eine schöne Tagestour nach Fulda unternommen, und vom 13. bis 22. August war ich mit demselben Fahrzeug in nordwestdeutschen Gefilden unterwegs, um etwas Urlaub zu machen. Da ich ja von 1978 bis 1981 in Salzwedel - einem grenznahen "DDR-Abseits" - Vikar gewesen war, interessierte mich jetzt das

sich jenseits der ehemaligen Grenze anschließende Gebiet. Und so führte mich meine Route von Salzwedel aus über Lüneburg, Lübeck, Celle, Verden (Salzwedel hat einmal zu diesem Bistum gehört), Hildesheim, Paderborn und Goslar. Dabei kam ich mal in einem Pfarrhaus, dann bei einer Familie, die mit der Salzwedler Gemeinde in Kontakt steht, und schließlich bei einem Freund unter. Diese Tage waren für mich eine wohltuende Abwechslung.

Da ich zwar in Thüringen lebe, aber aus bestimmten Gründen meinen Hauptwohnsitz den Papieren nach noch in Sachsen-Anhalt habe, brachten die 4 Wahlen dieses Jahres jeweils auch einen kurzen Abstecher nach Halle mit sich. Es waren schon bewegende Ereignisse, zumal, wenn man bedenkt, daß es auch für die Generation meiner Mutter und meiner Tante die ersten freien Wahlen ihres Lebens gewesen sind. Besondere Freude hat mir bereitet, wie viele Christen sich zur Wahl gestellt oder in den Wahlvorständen engagiert haben; vielerorts konnte man auf gute Bekannte stoßen, auch unsere Haushälterin hat dreimal einem Wahlvorstand angehört. Viermal in einem Jahr zu wählen, hat aber auch müde gemacht. Der Erwartungsdruck an die Politiker ist hoch, und die Probleme, die überall offenbar werden oder neu hinzukommen, können nicht in einem Handstreich gelöst werden.

Nur wenige werden sich ernsthaft nach den alten Zuständen zurücksehnen, und doch haben vielfältig um sich greifende Verunsicherungen dazu geführt, daß mancher, der sich zunächst über den Zusammenbruch des alten Systems und über die errungene Freiheit gefreut hat, inzwischen etwas sorgenvoll in die Zukunft schaut. Wenn ich auch, was meine Situation betrifft, keinen Grund habe, zu klagen und pessimistisch zu sein, so kann ich doch aufgrund einiger persönlicher Erfahrungen der letzten Zeit verstehen, wenn sich bei manchen Aggressionen anstauen. Ich möchte hier kein düsteres Bild entwerfen, meine aber doch, den Verwandten und Freunden außerhalb der sogenannten neuen Bundesländer unsere gegenwärtige Situation anhand einiger konkreter Beispiele verdeutlichen zu müssen. Einerseits geht es zur Zeit schon in manchen Dingen richtig "westlich" zu, andererseits chaotischer als zuvor, und vielfach ist man als Einzelner genauso machtlos wie eh und je, weil die entsprechenden Probleme umbruchs- oder systembedingt sind. Nun aber einige persönliche Erfahrungen:

- die Post ist momentan unberechenbar. Bei Versuchen, westliche Partner anzurufen, ist die Erfolgsquote erfreulich hoch; Postsendungen dagegen sind manchmal lange unterwegs: Aus München brauchte eine Zeitschrift 5 Wochen, wobei der Zahlungstermin der beiliegenden Rechnung schon eine Woche überschritten war; eine Karte innerhalb Erfurts bekam ich nach 3 Wochen. Verzögerungen gibt es auch bei Geldüberweisungen; so ist mein Novembergehalt bis jetzt immer noch nicht eingegangen.
- Zum 1. Januar 1991 sind neue Kranken- und Kraftfahrzeugversicherungen abzuschließen. Außerdem müssen Geldangelegenheiten vielfach neu geregelt werden. Auch dabei stellten sich unerwartete Schwierigkeiten ein: Formulare und genaue Tarifangaben fehlten, Schlangen bildeten sich, und teilweise waren minutiöse Angaben erforderlich, deren Beschaffung beträchtliche Zeit in Anspruch nahm. Außerdem kann man lange suchen, ehe man jemanden findet, der wirklich Bescheid weiß. Was meine Kollegen und ich ab Januar verdienen, ist immer noch nicht klar.
- Für Fahrten mit dem Auto läßt sich keine verbindliche Zeit mehr angeben. Von Leipzig nach Erfurt (ca. 140 km) habe ich vorgestern 4 Stunden gebraucht. Unsere Autobahnen und Landstraßen sind heillos überfordert. Zudem kann man an ihren Rändern und auch in Städten zahlreiche „Autoskelette“ liegen sehen - ein gespenstisches und trostloses Bild.



- Entscheidet man sich für die Schiene, warten andere Schwierigkeiten auf einen. So ist eine Tagung unseres Ostkirchlichen Arbeitskreises, deren Zeitpunkt und Ort seit einem Jahr feststand und die ich zu organisieren hatte, dadurch „geplatzt“, daß die Reichsbahner urplötzlich meinten, streiken zu müssen. Aus demselben Grund konnten meine Eltern und meine Tante nach einem Besuch bei mir auch nicht auf dem Schienenweg wieder nach Halle gelangen; da kein Streikende abzusehen war, habe ich sie kurzentschlossen mit dem Auto nach Hause gebracht.
- Wann welche Kosten ansteigen und wie hoch und wann das Niveau der damit verbundenen Leistung auch dem Kostenanstieg gerecht wird, ist ein weiteres Problem, dessen genaue Antwort noch aussteht. Wer soll angesichts einer solchen Situation einen ernsthaften Etat aufstellen? Und dann gibt es ganz kuriose Fälle! So ergab sich neulich, daß unser hochverdienter Gründungsrektor und -regens, der emeritierte Philosophieprofessor und Ehrendoktor Erich Kleineidam, der Verfasser der vierbändigen Geschichte der Erfurter Universität, der im hohen Alter von 86 Jahren noch körperlich und geistig rege in einem kirchlichen Altersheim lebt, auf einmal zum Sozialhilfeempfänger wird, weil er mit seinem Gehalt die Kosten für seinen Altersheimplatz, die urplötzlich um ein Mehrfaches auf monatlich 2000,00 DM angehoben wurden, nicht mehr begleichen kann. Nun soll für ihn - und, da er keine Sonderregelung für sich allein will, auch für andere - eine menschlich verantwortbare Lösung gesucht werden. Alle sind betroffen; mit solchen Folgen hatten auch die Verantwortlichen nicht gerechnet. An solchen Ungereimtheiten zeigt sich, wie vieles zur Zeit bei uns noch nicht im Lot ist.
- Ein letztes Beispiel bildet meine Dissertation. Im April 1987 habe ich sie abgegeben und im Juni 1988 verteidigt. Seit 1987 liegt das Manuskript dem St. Benno-Verlag in Leipzig vor. Obwohl das Buch laut Vertrag bereits 1989 erscheinen sollte, bekam ich dann endlich Anfang 1990 den ersten Fahnendruck zur Korrektur; es war eine Katastrophe. Die Setzer beherrschten offenbar noch nicht die neu eingeführte Computertechnik, so daß manche Seiten bis zu 70 Fehler enthielten. Inzwischen habe ich nach dem Umbruch den Text zum dritten Mal korrigiert; manche der Fehler sind immer noch vorhanden. Demnächst werde ich die Arbeit noch ein viertes Mal durchsehen müssen. Ich hoffe, daß sie dann wenigstens noch im ersten Halbjahr 1991 erscheint.

Trotz solcher und noch größerer Schwierigkeiten gehen viele doch mit Gelassenheit und nicht ohne einen gewissen Optimismus dem neuen Jahr entgegen. Haben wir die alten Zeiten überstanden, so sollten wir auch vor den derzeitigen Übergangsproblemen nicht kapitulieren. Ich hoffe, daß wir uns doch bald wieder mehr über andere Themen unterhalten können und werden als über Gehälter, Steuern, Versicherungen und Konten.

Gern würde ich mich noch zu anderen Themen äußern, aber einmal muß Schluß sein. Ich wünsche allen in nah und fern, von denen jeder sicher auch seine eigenen Probleme zu bewältigen hat, Gottes Segen, Kraft und Beistand für das neue Jahr, viel Freude, Elan und Hoffnung. Für alle Zeichen der Verbundenheit aufrichtig dankend verbleibe ich mit herzlichsten Grüßen

+ Gerhard Feige



Sorge um die Demokratie

Interview mit Bischof Dr Gerhard Feige in der
Volksstimme vom 5. November 2019

Michael Bock, stellvertretender Chefredakteur

Volksstimme: Herr Bischof, bei der politischen Wende haben Sie nicht gedacht, dass sich die Lage so verändern würde, wie sie jetzt ist. Das mache Sorge und Angst, haben Sie gesagt. Wie meinen Sie das genau?

Gerhard Feige: Die gesellschaftliche Atmosphäre hat sich gewaltig verändert. Es gab Höhen und Tiefen nach 1989. Da war zunächst die große Euphorie, jetzt die Freiheit genießen zu können. Schon bald aber kam die Erkenntnis: Die Freiheit ist grauer als der Traum von ihr. Freiheit ist anstrengend, und die Gerechtigkeit bricht nicht automatisch herein. Wir leben also in einer komplexen und komplizierten Gesellschaft, in der viele DDR-Bürger erst einmal ankommen und lernen mussten, sich zu behaupten. Es gab Gewinner der deutschen Einheit, aber auch Verlierer. Lange Zeit war ich der festen Meinung, dass sich die Demokratie bewährt, dass man sie schätzt und auch mitgestaltet. Seit einigen Jahren mache ich mir um ihren Fortbestand aber schon einige Sorgen.

Ist das ein deutsches Phänomen?

Bischof: Nein. Das erleben wir nicht nur in Deutschland, sondern europa- und weltweit. Persönliche und nationale Eigeninteressen sind auf einmal wichtiger als der Sinn für das Gemeinwohl, für Solidarität und Mitmenschlichkeit. Das hatte ich so nicht erwartet.

Mit dieser Entwicklung verbunden ist der Aufstieg der Populisten. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?

Bischof: Zweifellos hat die Polarisierung in der Gesellschaft zugenommen. Umgangs- und Verständigungsformen werden rauer, unverschämtes Verhalten greift immer mehr um sich. Feindbilder und Verschwörungstheorien machen die Runde. Sündenböcke werden gesucht, auf die man alles abladen kann. Um in einer solchen Atmosphäre menschliches

Zusammenleben konstruktiv zu gestalten, braucht man viel Kraft, Elan und Mut. Das geschieht nicht automatisch. Da ist auch die Zivilgesellschaft gefordert.

Vor allem aber muss sich unsere Demokratie als wehrhaft erweisen und ihre rechtlichen, sozialen und humanitären Errungenschaften zu verteidigen wissen. Der Staat ist in der Pflicht, alle seine Mittel einzusetzen, um auch weiterhin die Würde des Menschen und die Freiheit des Zusammenlebens garantieren zu können.

Wie soll diese Wehrhaftigkeit aussehen?

Bischof: Das staatliche Gewaltmonopol muss konsequent angewendet werden, damit die Demokratie nicht untergraben und zu Fall gebracht wird. Dazu gehört auch, Straftäter entsprechend zu verfolgen und zu bestrafen. Und da kann es nicht sein, dass manche vielleicht davonkommen, weil es zu wenig Richter gibt.



Wie sehen Sie die Rolle der AfD?

Bischof: Die ostdeutschen Bistümer haben eine Studie durchführen lassen, die untersuchen sollte, welche Unterschiede oder Gemeinsamkeiten es zwischen dem offiziellen Programm der AfD und den christlichen Grundsätzen gibt. Da wurden große Diskrepanzen festgestellt.

Welche sind das?

Bischof: Die liegen vor allem im Menschenbild. Für uns Christen ist die unteilbare Würde aller Menschen nicht verhandelbar. Dazu gehören die Absage an jede Art von Fremdenfeindlichkeit und das Bekenntnis zu Toleranz, Weltoffenheit und Solidarität.

Unser Verhältnis zur AfD wird aber nicht nur durch deren Inhalte bestimmt, sondern auch dadurch, wie diese Partei in der Gesellschaft

agiert. Viele Hemmungen sind gefallen. Immer wieder kommt es zu sprachlichen Entgleisungen und Grenzverletzungen. Das vergiftet die Atmosphäre des menschlichen Zusammenlebens. Zudem werden Ängste geschürt und Vorurteile verbreitet. Bei manchen steigert sich das dann von vielleicht verständlicher Wut über persönliche Verletzungen oder Benachteiligungen zu Hass und Hetze. Und die sozialen Medien tragen dazu bei, dass das noch verstärkt wird.

Kurios und fragwürdig finde ich auch – und das fing mit „Pegida“ an – wenn ein sogenanntes christliches Abendland verteidigt werden soll – aber mit unchristlichen Methoden. Dabei fällt auf, dass die AfD verschiedene Gesichter hat. In manchen Regionen – wozu ich unsere nicht zähle – gibt sie sich konservativ-bürgerlich-christlich, in anderen hingegen sind die antikirchlichen Töne sehr schrill. Da wird uns vorgeworfen, wir seien Lakaien des herrschenden Systems und würden nicht die Interessen der Menschen vertreten. Andererseits beansprucht die AfD, im Namen des Volkes zu sprechen, obwohl dessen große Mehrheit nicht hinter ihr steht.

Sie haben gesagt, auch in den Kirchen gebe es Menschen, die „populistischer denken, als es erwünscht wäre“. Wie gehen Sie mit diesen Menschen um?



Bischof: Ich nehme so etwas sehr stark im Internet wahr oder in E-Mails. Da merke ich, wie groß inzwischen die Spannungen sind, und zwar auch in der gesamten katholischen Kirche – weltweit. Aus unseren Gemeinden selbst – ich frage immer wieder nach – höre ich nicht so viel. Ich befürchte nur, dass eine gewisse Haltung aus DDR-Zeiten noch nachwirkt und man nicht immer alles sagt. Ich vermute, dass im Untergrund auch manche sonderbaren Meinungen schwelen.

Schon immer gibt es in der Kirche verschiedene Richtungen, sowohl in Glaubens- und Lebensüberzeugungen als auch politisch. Dabei muss das Konservative nicht schlecht sein. Das Problem ist aber: Wo überschreitet der Konservatismus die Grenzen zum Autoritären, zum Radikaleren. Und da scheint es in der Bevölkerung einen Teil zu geben, der sich bewusst

oder unbewusst wieder nach einem stärkeren Führer sehnt, nach Autoritäten, die angeblich eindeutig den Weg weisen und alle Probleme lösen. Offenbar fühlt man sich von den demokratischen Entscheidungsprozessen ausgeschlossen oder sogar fremdbestimmt. Dadurch wird deutlich, dass die Demokratie auch ein gefährdetes und sehr zerbrechliches Gut ist. Darum muss sie noch verständlicher gelebt werden und möglichst viele Menschen aktiv einbeziehen.

Die Entwicklung der zurückliegenden Jahre hat mir klargemacht, dass Menschen zu jeder Zeit verführbar sein können. Bis dahin war es mir nicht verständlich, wie es im Deutschen Reich zur Machtergreifung durch die Nazis, zum Zweiten Weltkrieg und zur Vernichtung der Juden kommen konnte. Inzwischen ahne ich, dass so etwas auch heute nicht absolut unmöglich erscheint. Und das erschreckt und ängstigt mich.

Darf ein Christ AfD-Mitglied sein?

Bischof: Das muss jeder selbst vor seinem Gewissen entscheiden. Ich kann aber Argumente liefern. Für mich ist klar, dass auf jeden Fall die Vorstellungen des völkisch-nationalen Flügels nicht mit der Botschaft des Evangeliums vereinbar sind.



Bei Wahlen verzweigt die politische Mitte immer mehr. Eine Gefahr für die Demokratie?

Bischof: Die große Zahl an Wechselwählern macht mir Sorgen, kurioserweise auch von den Linken zur AfD. Natürlich muss es Vielfalt und Entwicklungen in einer Demokratie geben. Aber wenn das Ganze überhaupt nicht mehr berechenbar ist und solche irrationalen Wanderungen stattfinden, werden die Grundfesten der Demokratie in Stückchen erschüttert. Vor allem frage ich mich: Mit welchen Werten und Überzeugungen leben Menschen, wenn es ihnen so leicht fällt, von einer politischen Seite zu einer völlig anderen zu wechseln?



Wo waren Sie am 9. November 1989?

Das Bistum Magdeburg hat diese sehr persönlichen Erinnerungen an den Mauerfall 1989 gesammelt und zu einem Band zusammengestellt. Sehr individuelle Geschichten aus Ost- und West-Perspektive entstanden, die den Geist des Herbstes 1989 sehr gut einfangen. „Freiheit kann so einfach sein“, auch wenn der Weg dahin sehr schmerzhaft war. Diese Freiheit zu schützen und zu bewahren, dazu soll das Erinnern einen Beitrag leisten.